



Intrigen und Hetze im Dorf: Elsa (Elza van den Heeven) liebt einen Fremden, der seine Herkunft verschweigt (l.). Ortrud (Petra Lang) zieht die Ehrenhaftigkeit der Beziehung in Zweifel. pd

Kabale und Liebe auf dem Dorfe

OPERNHAUS Schon in Wien hatte «Lohengrin» polarisiert. Nun zeigt Andreas Homoki seine Inszenierung im eigenen Haus, und sein Publikum reagiert nicht anders. Doch es steckt viel Wagner in dieser Heimatstil-Regie und der ganze in der Musik.

Während im Vorspiel die geteilten Geigen in hoher Lage den Glanz des Grals schimmern lassen und sich im Orchester immer leidenschaftlicheres Pathos entwickelt, öffnet sich der Vorhang und der Blick fällt auf einen in massivem Holz gezimmerten Raum (die Einheitsbühne und Kostüme von Wolfgang Gussmann) und auf einen aufgebahrten Sarg, auf Menschen in alpenländischer Aufmachung. Die Tochter und der unmündige Sohn, Elsa und Gottfried, trauern, der Dorfkönig Telramund baut sich vor dem Sarg auf, nähert sich Elsa, die mit ihrem Bruder die Flucht ergreift.

Schon die Gralsmusik des Vorspiels kommt bei Andreas Homokis Inszenierung ganz unten auf dem bäurischen Boden an, das Dorfdrama nimmt seinen Lauf, und man wähnt sich im Heimatfilm – fehlt nur gerade noch das Alpenglühen, wenn am Ende des Vorspiels die Violinen wieder ätherisch allein spielen.

Problematischer Heilsbringer

Wagner hat seine Oper historisch präzise situiert in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, und sie ist mit der Erscheinung Lohengrins auf dem von einem Schwan gezogenen Kahn zugleich ein Märchen. Der Gralsritter, der die bedrängte Elsa rettet und dem König den grossen Sieg gegen die Ungarn prophezeit, erscheint darin als glanzvoll mystifizierter Heilsbringer. Und der ist offen für allerlei Vereinnahmung, eine Lieblingsfigur der Nationalsozialisten, für Wagner selber «der absolute Künstler», für Historiker und Psychologen ein spannender Fall Wagner bis zur Inzestthematik, und er ist, in welcher Deutung auch immer, ein unendlich belastetes Phänomen.

Wagners Oper vom hohen Deutungssockel herunterzuholen und die einfache Fabel zu erzählen, ist

somit ein naheliegender Ansatz, und da zeigt sich in der Oktoberfest-Ästhetik fürs Erste im Volkstheaterstil, den Wagners Musik überraschend stimmig befeuert, ein deftiges Stück Dorfpolitik: Da ist der krachlederne Männerchor der Dörfler, die sich gegenüber dem Anspruch der mit Trompetenfanfaren aufkreuzenden Obrigkeit renitent zeigen. Lieber regeln sie alles unter sich: Die beschuldigte Elsa hat die Fäuste schon zu spüren bekommen, und jetzt kommt es fast zum Handge-

menge in der Versammlung – Homoki führt die Protagonisten wie die Chöre ungemein lebhaft und präzise, und diese sind musikalisch ausgezeichnet präsent.

Über das Volkstheater hinaus

Die zum behäbigen Kostüm passenden gestischen Klischees werden auf der Zürcher Bühne nicht nur vom Chor voll ausgereizt: Wie Telramund, den Martin Gantner grossartig auch sängerisch mit dramatischer Getriebenheit erfüllt, breitbeinig dasteht und grossspurig ausholt oder wie Ortrud, seine Gattin und die Architektin der Intrige, die Arme in die Hüfte stemmt und sich Petras Langes Mezzosopran dazu mit gros-

sem Portamento monströs aufplustert – das alles ist bildstarkes, pralles Theater, dramatisch und komisch, sentimental und grotesk in einem. Es lässt in der Zuspitzung und der Überformung durch die Musik das Volkstheater weit hinter sich und ist vielmehr die sozusagen perfekte Antiästhetik zur letzten «Lohengrin»-Inszenierung im Opernhaus, die der abstrahierende Nobelstilist Robert Wilson zum Auftakt der Ära Pereira 1991 vorgestellt hatte.

Aber ist das noch «Lohengrin»? Musikalisch lässt der Premierabend daran keinen Zweifel: Das Ensemble ist durchwegs, auch in den mittleren Partien mit Heinrich Fischesser als grossherzigem und markigem König Heinrich, Michael Kraus als beamtenmässigem Heerrufer, auf der Höhe der Aufgabe. Vor allem erlebt man unter der Leitung von Simone Young auch einen grossartigen Orchesterabend. Lange Melodiezüge voller Intuition, weit gespannte Entwicklungen auf die Höhepunkt zu, volles, aber druckloses Ausmusizieren der Dramatik, viel Liebe im klanglichen Detail und präzises Zusammenspiel von Bühne und Orchester – in allem entfaltet das Orchester einen unwiderstehlichen Sog, der keine Längen aufkommen lässt.

Der wehrlose Held

Gehört zu «Lohengrin» auch ein schöner heldischer Mann, der glanz- und geheimnisvoll die Szene betritt? Dann wäre die Antwort auf die obige Frage «Nein». Das Einzige, was im lichtvollen A-Dur der Wundererscheinung glänzt, wenn das wirbelnde Volk zur Seite weicht, ist das weisse Nachthemd eines am Boden kauernenden Menschen, der sozusagen ins nackte Dasein geworfen scheint. Unheldischer geht nicht, aber Klaus Florian Vogt hat für den unbewehrten und entwaffneten Unbekannten den stimmigen Ton: lyrisch, zart und, was nicht sein müsste, manchmal auch bieder klingt sein Tenor. Sein helles Timbre trägt mühelos

und setzt sich auch im Piano durch, im Forte entwickelt sie überraschend Kraft, nur ist sie auch dann weniger in einer ritterlichen Brust zu Hause als im verletzlichen Angesicht eines dem Leben wehrlos Ausgelieferten. So bleibt dieser Lohengrin mit einer sozusagen entmaterialisierten Heldenstimme, auch wenn er nun ebenfalls in Lederhosen antritt und Telramund – ohne selber eine Waffe zur Hand zu nehmen! – im Zweikampf besiegt, ein Ausserirdischer schon im Licht seiner musikalischen Gestaltung der Partie.

Elsa im Mittelpunkt

Die hohe Abkunft des Helden hat hier, und das macht die Sache erst spannend, keine Spur von Überheblichkeit an sich. Es ist ja sonst leicht, für die arme, vom Frageverbot zur Unterwürfigkeit verurteilte Elsa Partei zu ergreifen und Lohengrin wenn nicht gar lächerlich, so doch unmöglich zu finden – was ja Elsa noch mehr in eine Position von seltsamer Hörigkeit manövriert. Gerade in dieser Beziehung, mit einer Elsa als Zentrum, die zu integer, zu stark ist, um die Frage nicht zu stellen, bewährt sich die Inszenierung. Elza van den Heeven hat alle Voraussetzungen, Wärme, glockenklare Höhen, innige Strahlkraft eines makellosen Soprans für dieses menschliche Format, stark in der Szene mit Ortrud, berührend in der grossen Szene mit Lohengrin.

Wie immer man dieses Frageverbot deuten mag, ob als Widerstreit der sich nach Erfüllung sehnenen wirklichen Liebe und dem Abstraktem, das Liebe in ihrer absoluten Behauptung ja auch ist, hier erscheint es ebenso dringlich wie offen. Jedenfalls ist «Lohengrin» gerade auch in dieser dörflichen Lesart grosse Dramatik. Das historische Komplex ist zur Seite gerückt, das Wunder mit der Rückkehr des tot geglaubten Gottfried nicht die Lösung. Da liegt, frierend, äusserst bedürftig, wieder so ein Kaspar Hauser da und klammert sich an die Schwester.

Herbert Büttiker



Mein lieber Schwan: Klaus Florian Vogt als Lohengrin, im Vordergrund die unglückliche Elsa, die zu stark war, die Frage nicht zu stellen. pd

Klage gegen Mannhart gutgeheissen

ZÜRICH Keine Auslieferung, ein Werbe- und Leseverbot: Urs Mannhart und sein Verlag Secessio müssen vorerst die Aktivitäten rund um den Roman «Bergsteigen im Flachland» einstellen.

Der Fall bewegt die Gemüter: Der Berner Schriftsteller und Journalist Urs Mannhart (39) sieht sich mit Plagiatsvorwürfen eines Berufskollegen konfrontiert. In seinem Roman «Bergsteigen im Flachland» (Mai 2014) nimmt er in Form von einigen Motiven und Figuren Bezug auf Reportagen des Österreicher Thomas Brunstein. Mit seinen «grossartigen Reportagen» sei dieser eine Inspirationsquelle für ihn, schrieb Mannhart im August auf dem Blog Literaturport.de. Brunstein wirft ihm «Diebstahl geistigen Eigentums» vor, wie er gestern auf Anfrage der SDA sagte.

Nun hat das Handelsgericht Zürich entschieden, Brunsteiners Klage auf vorsorgliche Massnahmen stattzugeben. Damit muss der Secessio-Verlag bis zum Hauptverfahren die Auslieferung des Romans stoppen und darf ihn nicht bewerben, Mannhart sind Lesungen daraus untersagt.

Brunstein sieht seinen Vorwurf im Urteil bestätigt. Er hat nun eineinhalb Monate Zeit, eine Klage vorzubereiten. «Selbstverständlich» hoffe er aber, der Verlag werde nun aufgrund dieses ersten Urteils auf seine Entschädigungsforderungen eingehen, was ein Gerichtsverfahren überflüssig machen würde. Vor seinem Gang ans Gericht hatte er dem Secessio-Verlag seine Forderungen unterbreitet, unter anderem eine Entschädigung von 30 000 Franken. Die Forderungen bezeichnete der Zürcher Verlag als «überrissen und unerfüllbar».

Schon nachdem Brunstein mit seinen Vorwürfen an die Öffentlichkeit gelangt war, hatte Mannhart das Versäumnis bedauert, die Quellen nicht explizit genannt zu haben, und sich bei Brunstein öffentlich entschuldigt. Für diesen ist klar: «Ich bin der Bestohlene und habe ein Anrecht auf Wiedergutmachung.»

Mannhart ist schockiert

114 Textstellen hat Brunstein beanstandet, 6 davon habe das Gericht in seinem Urteil berücksichtigt, so der Verlag. Als Beispiel nannte er den Satz: «Das Kaspische Meer ist so gross wie Deutschland.» In Brunsteiners Reportage hiess es: «Das Kaspische Meer mag so gross sein wie Deutschland.» Mit dem Urteil verkenne das Gericht, dass es sich bei «Bergsteigen im Flachland» um ein «fiktionales Werk handelt, das wie fast jedes andere fiktionale Buch auch Material und Fakten aus nichtfiktionalen Werken» aufnehme. Auch Mannhart selber äusserte sich auf Literaturport.de gestern ähnlich. Er stehe «unter Schock»: «Soll es Schriftstellern künftig verboten sein, Informationen, die sie in Zeitungen und Sachbüchern finden, literarisch zu verarbeiten?» Die Gerichtsverbote halte er für eine «haarsträubende Unverhältnismässigkeit».

In der Medienmitteilung vom Montag äusserte der Verlag den Vorwurf, Brunstein wolle aus Mannharts Werk Kapital schlagen. Diesem Versuch komme eine grundsätzliche Bedeutung zu und er reiche «weit über den Einzelfall hinaus». Thomas Brunstein, der mit seiner Familie in Lappland lebt und sich derzeit zum Ingenieur umschulen lässt, bezeichnet den Vorwurf gegenüber der SDA als «absurd». sda